

# Geschichtskolumne

## Imperien

VON JÜRGEN OSTERHAMMEL

Nichts scheint leichter verständlich zu sein als ein Imperium. Es ist, so definiert ein Dreizehnjähriger ohne zu zögern, die Einzelherrschaft von einem bösen Typen, der die ganze Welt beherrschen will«. Als Inbegriff konzentrierter Macht ist es in den Phantasiewelten der Popularkultur ein unschlagbares Dauerthema. Auf Imperien fixiert sich die Imagination von Macht. In ihnen ballt sich Energie zusammen, die sich in Gewalt entlädt. Imperien sind Kriegsmaschinen; sie erobern, verwüsten und verklaven. Sie können, was selten der Fall ist, auch gute Imperien sein; dann sichern sie den Frieden unter weiser Herrschaft, heißen aber meist Königreiche. An der Spitze eines Imperiums steht unzugänglich und allgewaltig der oberste Herrscher der Hierarchie. Er muss kein legitimer Monarch sein. Jeder kann es bis an die Spitze bringen. Am Ende ist das Imperium kaputt. Kinogänger und Computerspieler wachsen mit der imaginären Selbstverständlichkeit solcher Imperien auf, die meist der amerikanischen und japanischen Kulturindustrie entspringen. Was haben seriöse Historiker mit einem solchen Thema zu tun?

Für große Teile der Geschichtsschreibung ist das Imperium seit jeher ein primärer Horizont der Orientierung gewesen. Die altorientalischen Reiche, das Imperium Romanum oder das Heilige Römische Reich Deutscher Nation stecken den Rahmen ab, innerhalb dessen sich ganze Epochendisziplinen bewegen. Diese sind im Kern Reichsforschung. In der Historiographie der späteren Neuzeit spielen Imperien eine weniger prominente Rolle. Beachtung fanden sie vor allem dort, wo die Blütezeit der nationalen Geschichte zugleich eine Epoche im-

perialer Machtentfaltung war. Portugal und Spanien sind dafür Beispiele, daneben auch die Niederlande und Großbritannien. Das Imperium ist hier im Rückblick ein Goldenes Zeitalter, allerdings ein teuer erkauftes, denn, so argwöhnt die Nationalgeschichtsschreibung, es mag die Ursache dafür gewesen sein, dass später der Weg in die Normalität der Moderne erschwert wurde. Die Erinnerung an Reiche ist daher oft ambivalent, ihr Erbe umstritten.

Nirgendwo, auch nicht in den Ländern mit einer größeren imperialen Tradition, als Deutschland sie besitzt, ist die Geschichte der Imperien im 20. Jahrhundert ein zentrales Thema der Historiographie gewesen. Anders steht es mit der Geschichte des Imperialismus. Sie interessiert sich wenig für das Innenleben von Großreichen, sondern fragt danach, wie internationale Gleichgewichte zusammenbrechen und einzelne Mächte durch Angriffskriege gegen ihre Nachbarn und Überfälle auf ferne Teile der Welt territoriale Reiche und hegemoniale Kontrollzonen schaffen.

Diese Imperialismusgeschichte wurde in den späten sechziger und siebziger Jahren vorübergehend zu einem wichtigen Thema der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik. Historiker wie Hans-Ulrich Wehler, Wolfgang J. Mommsen oder Dietrich Geyer entdeckten die »klassischen« Imperialismustheorien, wie sie zwischen 1902 und 1919 formuliert worden waren, und wandten sie in modifizierter Form auf die imperiale Expansion der europäischen Großmächte vor 1914 an. Es ging dieser Generation von Historikern nicht um die Winkelzüge der Diplomatie des Imperialismus. Sie grenzten sich von der

konventionellen Geschichtsschreibung der internationalen Beziehungen ab und suchten nach ökonomischen, ideologischen und innenpolitisch-machttaktischen Ursprüngen und Triebkräften der europäischen Weltoberung in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. Man arbeitete mit dem Epochenkonstrukt eines »Zeitalters des Imperialismus«, das in den Weltkrieg mündete. Mit der Zeit vor etwa 1875 befasste man sich selten. Der neue Imperialismus, der in den dreißiger Jahren in Japan, Italien und Deutschland aufkam, wurde übersehen, die Dekolonisation weithin den Politologen überlassen. Diese Art der Imperialismusforschung, in die vor allem Wolfgang J. Mommsen neue Anregungen aus Großbritannien aufnahm, brachte einige wichtige Bücher hervor, blieb aber ein kurzes Intermezzo. Um 1975 war die Konjunktur des Themas bereits vorüber.

Als wenig später – das Startdatum war die Veröffentlichung von Edward Saids Buch *Orientalism* im Jahre 1978 – der Postkolonialismus seinen internationalen Siegeszug antrat, berührte dies die Geschichtswissenschaft wenig, zumal in Deutschland. Wie Said selbst, so kamen die prominentesten Vertreter der neuen Richtung aus den Literaturwissenschaften, die nun ehrgeizig nach der Vormacht auf dem boomenden Gebiet der »cultural theory« griffen. Enorme kritische Energien richteten sich gegen Rassismus und Ethnozentrismus ebenso wie gegen deren Gegenteil: einen aus der europäischen Aufklärung stammenden Universalismus, dem man vorwarf, »Differenz« zu unterschlagen und durch die Verabsolutierung europäischer Werte die Hierarchien des imperialen Zeitalters in verschleierte Form zu reproduzieren.

Für Imperialismus im Sinne der vorausgegangenen Phase interessierte sich diese Richtung nicht. Auch Imperien als umfassende Funktionszusammenhänge waren ihr suspekt. Die Aufmerksamkeit richtete sich ganz auf die Produktion von »Identitäten« und auf Mikropolitik im

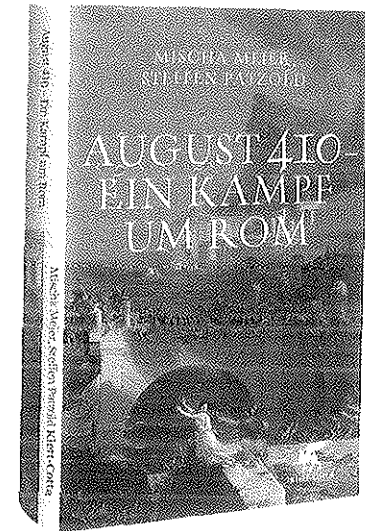
Rahmen einer »situation coloniale«. Ökonomische und internationale Analyse verschwanden völlig. Zu den bevorzugten Quellen wurden Reiseberichte und protoethnographische Texte, für die sich bis dahin nur die wenigen Historiker der »Entdeckungen« und der Geographie interessiert hatten, daneben selbstverständlich Werke der fiktionalen Literatur mit kolonialen Sujets – alles zusammengefasst unter dem Oberbegriff der »Diskurse«. Auch Historiker, die sich auf dieses Gebiet begaben, arbeiteten entlang der Linien, wie sie die postkoloniale Literaturwissenschaft vorzeichnete. Ihr wichtigster eigener Beitrag lag in der Erschließung zusätzlicher »subaltern« Stimmen. Reminiszenzen an eine Sozialgeschichte von unten wurden mit dem – bei allem politischen Radikalismus – intellektualistisch gestimmten Postkolonialismus verknüpft.

Um 1990 herum schienen Imperialismus und Imperien von der historischen Tagesordnung und derjenigen der Historiker getilgt zu sein. Zu eben dieser Zeit brach unverhofft das letzte Imperium auseinander, das noch an den Beginn des Jahrhunderts erinnerte. Denn die Sowjetunion mitsamt ihrem Satellitenkranz hatte in vieler Hinsicht die Grundmuster des zarischen Vielvölkerreiches fortgeschrieben. Noch der Einmarsch in Afghanistan im Dezember 1979, der ihr schließlich zum Verhängnis wurde, war eine imperiale Intervention aus dem Geiste der Zeit vor 1914. Die Desintegration der UdSSR schreckte die Historiker auf und ließ sie nach langem wieder über die uralte, bereits in der Antike verhandelte Frage des Aufstiegs und Untergangs der Reiche nachdenken. Die Dekolonisation der europäischen Kolonialimperien nach 1945 wurde nun zum Spezialfall universalhistorischer Vergleiche. Eine ganze Reihe von Sammelbänden stellten in den neunziger Jahren die wichtigsten Fälle imperialer Dekadenz seit Assur und Ninive nebeneinander.

Das Ende des Kalten Krieges ließ anfangs noch keine neue Ordnung erkennen. Trotz des Golfkriegs der Jahre

Mischa Meier/Steffen Patzold  
**August 410 –  
Ein Kampf um Rom**

259 Seiten, gebunden mit  
Schutzumschlag, € 19,90 (D)  
ISBN 978-3-608-94646-8



Wenn Rom fällt, fällt die Welt.

Drei Tage lang plünderten Alarichs Soldaten die Ewige Stadt. Seither hat dieses Ereignis die Phantasie der Menschen bewegt. Die Autoren erzählen, wie zunächst die Zeitgenossen, dann Geschichtsschreiber und Historiker bis in die Gegenwart dieses epochale Ereignis deuteten, das sich nun zum 1600. Mal jährt.

Diese einzigartige Kombination aus Darstellung, Analyse und Reflexion erhellt beispielhaft, wie Katastrophenereignisse in der Geschichte immer wieder neu verarbeitet und gedeutet werden. So auch die Eroberung Roms durch Alarich im Jahr 410, die schon die Zeitgenossen und dann die Nachwelt bis hin zur modernen Geschichtsschreibung zu großen, historisch wirkmächtigen Geschichtsbildern angeregt hat. Das reicht von den Deutungen eines entsetzten Zeitgenossen wie Hieronymus bis zu der Verherrlichung Alarichs in der deutschen Geschichtsschreibung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

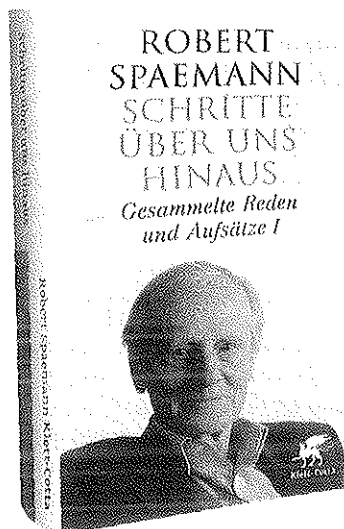


Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Robert Spaemann  
**Schritte über uns hinaus**  
 Gesammelte Reden und Aufsätze 1

376 Seiten, Leinen mit  
 Schutzumschlag, Lesebändchen  
 € 29,90 (D)  
 ISBN 978-3-608-94248-4



»Wie nur Habermas und Henrich beherrscht Robert Spaemann die Form des philosophisch-politischen Essays.« *Christian Schlüter, Frankfurter Rundschau*

»Wir tun niemals einen Schritt über uns hinaus«, charakterisierte David Hume pointiert die »moderne Weltanschauung«. Meisterhaft entfaltet Robert Spaemann die Schattenseite dieser Geisteshaltung, wenn sie konsequent umgesetzt wird.

Die moderne Weltanschauung ihrer inneren Widersprüchlichkeit zu überführen, ist ein Leitmotiv des Philosophierens von Robert Spaemann: Dem philosophischen Denken geht es um etwas jenseits seiner selbst. Und dass es ihm überhaupt um etwas geht, denn es verbindet den Menschen mit allem Lebendigem.

Diese philosophische Haltung zeigt sich in seinem Gespräch mit den Großen der Philosophie und wird zum roten Faden seines Opus, dessen essayistischer Teil in Form von Reden und Aufsätzen der letzten 60 Jahre in diesem Band vorliegt.



1990/91 und der keineswegs selbstverleugnenden Außenpolitik der USA unter Präsident Clinton erwarteten nur wenige linke Kritiker die Heraufkunft einer neoimperialen Pax Americana. Dies änderte sich nach den Anschlägen vom 11. September 2001, der neuen weltpolitischen Interventionsdoktrin des jüngeren Bush und dem Beginn des Irakkrieges im März 2003. Nun redeten Vertreter der Regierung und Wortführer des akademischen Neokonservatismus von einer neuen Berufung der Vereinigten Staaten als global aktiver Ordnungsmacht.

Verteidigungsminister Rumsfeld plante, die Welt im amerikanischen Sinne umzumodeln (»to refashion the world«). Das Wort »Empire« wurde von einer Kampfvokabel linker Antimperialisten zum stolzen Programm der machthabenden Kreise. In dem Maße, wie imperiale Präntationen immer offener propagiert wurden, steigerte sich die Antwort der Kritiker teils zu tiefer Skepsis, ob solcher Ehrgeiz nicht an seinen inneren Widersprüchen scheitern würde, teils zu apokalyptischen Visionen von strangulierender Globalisierung im Zeichen unentrinnbarer amerikanischer Dominanz in Politik, Wirtschaft und massenmedialer Kultur. Diese Diskussion erreichte rasch Europa. Es ist im Rückblick erstaunlich, wie viele der Bücher über die angeblich drohende amerikanische Weltherrschaft unverzüglich ins Deutsche übersetzt wurden.

In dieser Situation wahrte der Politologe Herfried Münkler analytische Übersicht und tat, was die Historiker vermuten: Er erinnerte daran, dass die europäische politische Theorie einschließlich des Völkerrechts bereits manches über Imperien wusste, ohne dass er die Anmerkungen zu den neuzeitlichen europäischen Kolonialreichen in voller Breite zitiert hätte. Münklers Buch *Imperien* stellte kluge Fragen, schlug Grundbedeutungen und Grundmuster vor und spannte

den großen Bogen vom Altertum bis zur Gegenwart.<sup>1</sup> Es ging von zwei Voraussetzungen aus, die ihm in der schnell wachsenden Literatur über Imperien scharfe Konturen verliehen: erstens von der Annahme, es gebe eine Art universaler Logik der politischen Organisationsform »Imperium«, die sich über besondere Zeitumstände hinweg durchsetze; zweitens von einem Bild des Imperiums als militarisierter Ordnungsmacht, also einem »römischen« Modell marschierender Legionen, gesicherter Grenzanlagen und eingeschüchterter Klientelstaaten. Schon ein flüchtiger Blick zeigt, dass ein solcher Reichstypus historisch keineswegs der Normalfall war. Das Modell trifft auf das Osmanische Reich im 16. und 17. und auf die Imperien der russischen Zaren und der sino-mandschurischen Kaiser im 18. Jahrhundert recht gut zu, auf Portugal, die Niederlande, Frankreich vor der Eroberung Algeriens und generell auf das britische Empire viel weniger.

Münkler bündelte die »römische« Sicht und schaltete sich damit in eine Debatte ein, die um den Vergleich zwischen dem Imperium Romanum und den USA kreiste und in der es um die Legitimation und die praktischen Möglichkeiten der Vereinigten Staaten ging, neben weltpolizeilicher Ordnung auch leistungsfähige zivile Institutionen und ein über kulturelle Grenzen hinweg anerkanntes Recht zu exportieren. Mit der internationalen Diskreditierung der USA am Ende der Bush-Ära, mit dem Abrücken Präsident Obamas vom konfrontativen Unilateralismus seines Vorgängers und mit der Finanzkrise des Jahres 2008 hat sich der »Sitz im Leben« des Themas Imperium abermals verändert. Die Neokonservativen sind außenpolitisch kleinlaut geworden; niemand zieht mehr Parallelen zwischen einem amerikanischen Präsidenten und dem Kaiser Trajan.

<sup>1</sup> Herfried Münkler, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*. Berlin: Rowohlt 2005.

Umso erstaunlicher ist die Bewegung, die jüngst in die Erforschung und Deutung von Imperien gekommen ist. Einige der wichtigsten historischen Neuerscheinungen unserer Tage sind diesem Thema gewidmet. So unterschiedlich sie sind, so sehr verbindet sie, dass sie Machtanalysen mit der kulturhistorischen Sensibilität eines undogmatischen Postkolonialismus kombinieren, ohne dabei den globalhistorischen Überblick der Beschränkung auf das Lokale oder gar Personale zu opfern.

Die Imperien der »postcolonial studies« waren im Grunde bloß phantasierte Denkgebilde, so dass es unklar blieb, unter welchen Bedingungen reale Imperien entstanden, wie sie funktionierten, was ihnen (relative) Dauerhaftigkeit verlieh und welche Lebenschancen sie einzelnen Gruppen unter den kolonialen Untertanen, aber auch den Kolonisierern, einräumten oder verweigerten. Allen Autoren wichtiger neuer Bücher zum Thema ist gemeinsam, dass sie nicht länger allein der Macht der Diskurse vertrauen. Kein Imperium entstand aus der Umsetzung von Programmen, keines war in der Praxis jener lückenlose Unterwerfungs- oder Zivilisierungsapparat, den die Ideologen imperialer Herrschaft von Epoche zu Epoche immer wieder neu entwarfen.

Die neuen Arbeiten teilen auch eine besondere Aufmerksamkeit für Mobilität in all ihren Formen. Nicht nur die bewaffneten Eroberer waren unterwegs, wie es das römische Modell suggeriert. Millionen von Migranten auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Hierarchie von den Spitzen militärischer und bürokratischer Apparate bis zu geraubten und verschleppten Sklaven schufen überhaupt erst die großräumigen Zusammenhänge, auf denen imperiale Herrschaft beruhte. Man kann hier von einer

migrationsgeschichtlichen Wende der Imperiumsforschung sprechen.

Niemand hat sie radikaler vollzogen als der neuseeländische Historiker James Belich, bereits als Verfasser der maßgebenden Gesamtgeschichte seines Landes bekannt, in seinem Buch *Replenishing the Earth*.<sup>2</sup> Belich setzt das britische Empire nicht als eine gegebene Größe voraus; es ist fast schon ein Nebenprodukt des siedelnden Ausschwärmens englischsprachiger Gesellschaften. Für weltgeschichtlich wichtiger als jegliche imperiale Machtentfaltung hält er den Triumph des Siedlungskolonialismus im 19. und 20. Jahrhundert – die nordamerikanische Siedlungsgrenze, die »frontier«, als weltweites Phänomen.

John Darwin aus Oxford geht in einer umfangreichen neuen Deutung des British Empire konventioneller vor; hier finden sich die Standardthemen ökonomischer und militärgeschichtlicher Analyse.<sup>3</sup> Doch auch Darwin entfernt sich in *The Empire Project* weit vom römischen Modell. Im Empire kann er nur sehr wenig Herrschaft – »rule« – finden, und selbst auf dem Höhepunkt der britischen Machtstellung, im dritten Quartal des 19. Jahrhunderts, vermag er nur eine schwache Hegemonie zu erkennen. Das Empire war in seiner Sicht niemals ein kompakter Herrschaftsverband, viel eher ein »Netz britischer Verbindungen«: der wichtigste Globalisierungsgagent des 19. Jahrhunderts, dabei aber ein schwach integriertes Gebilde, das weithin auf Umstände reagieren musste, die außerhalb seiner Gestaltungsreichweite lagen. Auch wenn Darwin in diesem Punkt etwas übertreibt, so überzeugt doch das Argument, gerade die Heterogenität des Empire und das Fehlen konsequenter »Durchherrschaft« erkläre seinen Fortbestand bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein.

Gegenüber allzu stark die Epochenunterschiede einebnenden Generalisierungen von Imperien schlechthin beharrt Darwin auf historischen Umbrüchen und Beschleunigungsschüben. Die entscheidende Zäsur im 19. Jahrhundert ist in seinen Augen nicht, wie in der älteren Imperialismusgeschichte, der Übergang zum »Hochimperialismus« um 1880, sondern bereits die Erschütterung des alten strategischen Gleichgewichts zwischen Europa auf der einen, Asien und Afrika auf der anderen Seite. Dieses Zerbrechen der Balance sieht er mit dem britischen Sieg im Opiumkrieg gegen China (1839-1842), der französischen Eroberung Algeriens (nach 1830) und der Degradierung der früheren Supermacht in Westasien und am Mittelmeer, des Osmanischen Reiches, zu einem Objekt der Großmächtepolitik (um 1840) erreicht.

Darwin knüpft in seinem neuesten Buch an eine umfassende Darstellung der Weltgeschichte der Imperien an, die er 2007 veröffentlicht hatte.<sup>4</sup> Auch in *After Tamerlane* ist das entscheidende Interpretament eine »eurasische Revolution«, die Europa an die Spitze der internationalen Machthierarchie beförderte. Diese Hierarchie blieb indes nicht statisch. Die Großmächte verwickelten sich in Kämpfe um den Primat in diesem System. Zugleich – und darin liegt Darwins vielleicht wichtigste Einsicht – suchten sie noch nicht kolonisierten Staaten außerhalb Europas in einem Wettlauf gegen die Zeit nach Mitteln, den drohenden Ansturm der Europäer abzuwehren. Allein Japan war damit spektakulär erfolgreich, doch sollten andere Versuche solcher Selbststärkung nicht unterschätzt werden. Die imperiale Expansion Europas traf nicht nur auf Revolten chaischer Stammeskrieger, sondern

auch auf staatlich organisierten Widerstand.

In der heute neu geführten Debatte über die Ursprünge der (vorübergehenden) politischen und wirtschaftlichen Überlegenheit zunächst Großbritanniens, dann Europas insgesamt nimmt keiner der wichtigeren Historiker von Imperien und Imperialismus eine strikt idealistische oder kulturalistische Position ein. Niemand argumentiert mit der intrinsischen Überlegenheit »westlicher Werte«. Darwin neigt zu einer Art von probabilistischem Extrem, das letztlich einer Erklärungsverweigerung gleichkommt. Immer wieder unterstreicht er den kontingenten Charakter der globalen Suprematie des Westens: Hätte der Zufall anders gespielt, wäre es vielleicht anders gekommen.

Der namhafte amerikanische Technologiehistoriker Daniel Headrick widerspricht und bekräftigt in *Power over Peoples* materialreich die ältere, aber keineswegs überholte Auffassung, es sei ein instrumenteller Vorsprung gewesen, der Europa in spezifischen Situationen entscheidende Vorteile verschafft habe: der Einsatz von Pferden bei der Eroberung Mexikos, das Dampfschiff im Opiumkrieg, die Immunisierung gegen Tropenkrankheit bei der Invasion Afrikas, Terror aus der Luft in der Schlussphase der Kolonialreiche.<sup>5</sup> Einen allzu platten technologischen Determinismus vermeidet Headrick dadurch, dass er wiederholt zeigt, wie importierte Machttechnologien von Nichteuropäern angeeignet wurden – ein Beispiel wäre die Übernahme des Pferdes durch die nordamerikanischen Indianer – und wie bis hin zu Vietnam, dem Irak und Afghanistan westliche Militärtechnologien die ihnen gesetzten Ziele verfehlten.

Raffinierter ist eine ökologische und

<sup>2</sup> James Belich, *Replenishing the Earth. The Settler Revolution and the Rise of the Anglo-World, 1783-1939*. Oxford: Oxford University Press 2009.

<sup>3</sup> John Darwin, *The Empire Project. The Rise and Fall of the British World-System 1830-1970*. Cambridge: Cambridge University Press 2009.

John Darwin, *After Tamerlane. The Global History of Empire Since 1405*. London: Allen Lane 2007.

Daniel R. Headrick, *Power over Peoples. Technology, Environments, and Western Imperialism, 1400 to the Present*. Princeton: Princeton University Press 2010.

medizinhistorische Beweisführung, die John R. McNeill von der Georgetown University, einer der maßgebenden Umwelthistoriker der Gegenwart, soeben der Öffentlichkeit vorgestellt hat.<sup>6</sup> McNeill hat stets die Weltgeschichte im Blick, wählt aber für sein Buch *Mosquito Empires* ein aus den Quellen genau untersuchtes Beispiel: die politische Bedeutung von Gelbfieber und Malaria bei den verschiedenen Invasionen der Neuen Welt. Dass schon die Schiffe des Kolumbus Mikroben mit sich führten und die Bevölkerung der Karibik und des südamerikanischen Kontinents millionenfach an den Pocken und anderen eingeschleppten Krankheiten starb, ist nichts Neues. McNeill lässt Mikroben auf eine andere Weise als, wie er schreibt, »unabsichtliche historische Akteure« in Erscheinung treten: Malaria und erst recht Gelbfieber waren Krankheiten, die sich überhaupt erst mit dem kolonialen Umbau von Ökosystemen, etwa durch Entwaldung zwecks Anlage von Zuckerrohrplantagen, in der westlichen Hemisphäre einnisteten. War dies einmal geschehen, wirkten Erreger und Moskitos als biologische Abwehrschirme gegen jene europäischen Armeen, die in den Jahrzehnten um 1800 ausgesandt wurden, um, am Ende vergeblich, die revolutionären Unabhängigkeitsbewegungen erst im Norden des Kontinents, dann in Hai-

ti, schließlich in Mittel- und Südamerika zu unterdrücken.

Wo bleiben daneben die vertrauten Themen der Imperiumsgeschichte, wo bleibt vor allem die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Imperien und Nationalstaaten? Ulrike von Hirschhausen und Jörn Leonhard haben sie unlängst neu gestellt und auf der Grundlage eines Vergleichs zwischen vier multiethnischen Großreichen vor 1914 umsichtig beantwortet.<sup>7</sup> Sie zeigen, wie schwierig es ist, gewohnte Dichotomien aufrechtzuerhalten: Imperium und Nation, Zentrum und Peripherie, Unterdrückung und Widerstand. Nimmt man noch Zweifel an der sauberen territorialen Abgrenzbarkeit von Imperien hinzu,<sup>8</sup> dann bleibt wenig Vertrauen in die flächig eingefärbten Reiche unserer Schulatanten.

Dies ändert nichts an einer fundamentalen Tatsache: Auf Imperien *sind* im 20. Jahrhundert in der Regel Nationalstaaten gefolgt – wie instabil und fragwürdig legitimiert auch immer. Die Transformation der Empires ist in keinem nennenswerten Fall rückgängig gemacht worden. Die römischen Reverien in amerikanischen Thinktanks sind ausgeträumt, neue »Imperien« (wenn man von diesem Wort nicht lassen will) nur postklassisch als Googles Gespinste denkbar.

<sup>6</sup> John R. McNeill, *Mosquito Empires. Ecology and War in the Greater Caribbean, 1620-1914*. Cambridge: Cambridge University Press 2010.

<sup>7</sup> Jörn Leonhard/Ulrike von Hirschhausen, *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.

<sup>8</sup> So mehrere Beiträge in Ann Laura Stoler u. a. (Hrsg.), *Imperial Formations*. Santa Fe: School for Advanced Research Press 2007; vgl. zum räumlichen Charakter von Imperien Robin A. Butlin, *Geographies of Empire. European Empires and Colonies, c. 1880-1960*. Cambridge: Cambridge University Press 2009.